

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

Gedanken zu Erich Frieds Weg zum "engagierten Poet"

Prof. Dr. Gerhard Lampe

Ein Beitrag aus der Tagung:

Politik braucht Poesie

Zur Aktualität Erich Frieds

Bad Boll, 5. – 7. Dezember 2008, Tagungsnummer: 510708

Tagungsleitung: Dr. Brigitte Furche

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2009 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll
E-Mail: info@ev-akademie-boll.de
Internet: www.ev-akademie-boll.de

Gedanken zu Erich Frieds Weg zum "engagierten Poet"

Prof. Dr. Gerhard Lampe

Erich Fried hat mit knapper Not sein Leben vor den Nazis retten können. Nach dem „Anschluss“ Österreichs floh er aus Wien ins Londoner Exil. Als er sich im Herbst 1938 bei der Emigrantenorganisation „German Jewish Refugees Committee“ (GJRC) vorstellte, wurde er nach seinem Berufswunsch gefragt: „Deutscher Dichter“, gab er an (wie er auf seinen späteren Lesungen und in Interviews immer wieder berichtete) und bekam zur Antwort: „Junger Mann, Sie sind 17 Jahre alt. Je früher Sie sich diese Wahnideen aus dem Kopf schlagen, desto besser wird es für Sie sein.“

Fried ließ sich bekanntlich nicht beirren, und er wurde im Exil in der Tat der Dichter, der deutsch schrieb und sich in Deutschland, der BRD und der DDR, und in Österreich einmischte. Einige wenige Stationen möchte aufsuchen, die diese „Berufsausbildung“ (um im Bilde zu bleiben) deutlicher werden lassen.

Ein Jahr nach seinem als wunderbar empfundenen Berufswunsch fand Erich Fried Gelegenheit, seine Absicht in die Tat umzusetzen. 1939/40 nach Entfesselung des 2. Weltkrieges kommt es im „German Jewish Refugees Committee“ zu Konflikten. Fried beschwert sich über die Anweisung, dass jeder Angestellte, der dabei ertappt werde, Deutsch zu sprechen, sofort zu entlassen sei. Die Spannungen eskalieren in einem öffentlich ausgetragenen Streit mit einem Vorgesetzten, der Fried des Aktendiebstahls beschuldigt. Fried ohrfeigt ihn und durfte künftig keinen Fuß mehr in die Räume des „German Jewish Refugees Committee“ setzen, bekam aber, da man ihm Unrecht getan hatte, ein Jahr lang sein volles kleines Gehalt ausbezahlt, ein Pfund und elfeinhalb Shilling monatlich. Eingedenk der anfänglichen Ablehnung seines Berufswunschs hat er dieses Gehalt als ein „Stipendium zur Förderung meiner literarischen Tätigkeit“ umetikettiert. Nach dem Streit im Flüchtlingskomitee wurde Fried Bibliothekar im Haus an der Westbourne Terrace, in dem das „Austrian Centre“ untergebracht war. Hier fand er, was in Deutschland nach 1933 und in Österreich nach 1938 den Flammen zum Opfer gefallen war: „Man konnte Kafka und die Expressionisten lesen, Surrealismus, Dadaismus, Brecht, Toller, Tucholsky, Mühsam, Feuchtwanger, Oskar Maria Graf, Gorki, Lorca oder Sigmund Freud, Wilhelm Reich oder Marx, Engels, Lenin, Trotzki, Rosa Luxemburg, kurz alles, was man wollte“, wie Fried in einem Beitrag für die von Karl Corino herausgegebene Sammlung „Autoren im Exil“ seine prägende Lektüre zu Beginn des Zweiten Weltkriegs aufzählt (in „Der Flüchtling und die Furcht vor der Heimkehr“, S. 269).

Das „Austrian Centre“ mit seiner Jugendorganisation „Young Austria“ wurde für Fried ein wichtiger Bezugspunkt. Neben der Bibliothek, den Büroräumen und einem preiswerten Esslokal hatte das Haus in der Westbourne Terrace auch einen größeren Sitzungssaal, in dem die politische Lage erörtert und Vorträge gehalten wurden. Ebenso wichtig war das Haus in der Upper Park Road in Hampstead, in

dem der „Freie Deutschen Kulturbund“ untergebracht war. Fried erinnerte sich noch viel später an die „blendenden und ungeheuer amüsanten“ Vorträge von Jürgen Kuczynski über Nationalökonomie. Nach dem Ausbruch des Kriegs mit England konzentrierten sich die Flüchtlingsorganisationen jedoch mehr auf die Kulturarbeit, da ihnen die politische Betätigung untersagt wurde. So diente der Sitzungssaal als Kleinkunsthöhle und Theater. Autorenlesungen, Literaturabende, Drameninszenierungen standen auf dem Programm. Hier fand Fried auch das Publikum für seine Gedichte, die er in dieser Zeit zu schreiben begann.

In der ersten Publikation des „Freien Deutschen Kulturbunds“ mit dem Titel „Die Vertriebenen. Dichtung der Emigration“ (London 1941) ist er mit vier Gedichten vertreten. Sie reihen sich ein in die Programmatik des FDKB, die im Vorwort dieser Publikation folgendermaßen umrissen wird: Die Publikation „Die Vertriebenen“ [...] „soll der englischen Öffentlichkeit, soweit wir sie erreichen können, eine Vorstellung vom geistigen Bemühen der Emigranten geben. Sie soll daran erinnern, dass in deutscher Sprache auch heute anderes ausgedrückt werden kann als Blutmystik. Sie soll ein kleiner Beitrag sein zum antifaschistischen Kampf, in dem unser aller Schicksal sich entscheidet. [...] Was ihre Verfasser einigt, ist ein gemeinsames Erlebnis: das Erlebnis der Gegenwart, verschärft durch Vertrieben-sein; und ein gemeinsames Bekenntnis: das Bekenntnis zu Freiheit, Fortschritt, sozialer Gerechtigkeit“ (S. 6).

Vor allem Frieds Gedicht „Jugend“ (S. 35) zeigt, wie wörtlich seine frühen Exilgedichte seinem Voratz nachzukommen versuchen und wie sehr sie darin, vom Inhalt her, an die in Wien geschriebenen Jugendgedichte anknüpfen:

Jugend

Wir lieben das Leben, die Sonne, den Wind,
die Städte, die endlos sich dehnen;
die Menschen, die abends todmüde sind
und die sich nach Freude sehnen.

Wir lieben die Jungen, die abends spät
noch lernen, fragen und denken,
und jeden, der weiß, daß es heute drum geht,
das eigene Schicksal zu lenken.

Wir lieben auch die, die's nicht besser verstehn,
die dumpf und gedankenlos dienen
und abends im Kino nur Traumbilder sehn;
wir bringen das Licht auch zu ihnen.

Wir lieben die Menschen! – Doch jene nicht,
die andre nicht frei leben lassen.
Wir kämpfen, daß ihre Herrschaft zerbricht.
Weil wir lieben, müssen wir hassen!

Und läßt uns der Kampf um die Freiheit nicht Zeit
zu lachen und selbst uns zu freuen,
wir machen der Freude den Weg bereit,
dem besseren Leben, dem neuen.

Wir lieben das Leben, die Sonne, den Wind,
die Städte, die endlos sich dehnen;
die Menschen, die abends todmüde sind
und die sich nach Sonne sehnen.

So liedhaft-einfach das „Jugend“-Gedicht erscheinen mag – es zeigt Frieds volles handwerkliches Können: „Jugend“ ist nach dem Muster der Volksliedstrophe komponiert. Genauer bestimmt, handelt es sich in diesem Gedicht um „Chevy-Chase-Strophen“ (der Begriff erklärt sich aus dem Titel einer englischen Ballade, an der der englische Dichter, Essayist und Staatsmann Joseph Addison die Schönheiten der Volksdichtung gerühmt hatte). Die „Chevy-Chase-Strophe“ besteht aus vier Zeilen im Reimschema a-b-a-b; die erste und dritte Zeile haben vier Hebungen und, jedenfalls in besonders vollkommenen Fassungen, einen „männlichen“ Versausgang, die zweite und vierte haben drei Hebungen mit „weiblichem“ Ausgang, wodurch eine Pause entsteht, weil die vierte Hebung nicht ausgeführt wird, aber nachschwingt. - Schon in der Analyse der Form zeigt sich, dass das Gedicht seine Referenz dem Land erweist, das seinem Autor Exil gewährt und dem er eine Vorstellung vom „geistigen Bemühen“ der Emigranten vermitteln will.

Das „Jugend“-Gedicht hat übrigens eine bizarre Nachgeschichte. Weil es so liedhaft und abstrakt geraten ist, eignete es sich auch für andere Zwecke, als damit das Selbstverständnis des Antifaschismus im Exil kundzutun. Man findet es auch in verschiedenen Auflagen von Liederbüchern der „Freien Deutschen Jugend“ in der DDR, vertont vom Freund André Asriel. In frühen Ausgaben wurde der Autor angegeben; in späteren heißt es anonym „Volkslied der Emigration“, weil Fried wegen seiner Kritik des „realexistierenden Sozialismus“ zeitweilig zur „Persona non grata“ erklärt wurde.

Auch in anderen Exilzeitschriften dieser Jahre hat Fried Gedichte veröffentlicht. Einige dieser Gedichte hat Fried in seine wenig später erschienenen ersten eigenen Gedichtbänden aufgenommen:

„Deutschland“ (1944) und „Österreich“ (1945). Zwar wird in diesen zwischen 1943 und 1945, noch im Krieg geschriebenen Gedichten auch oft der Volksliedton der frühen Gedichte angeschlagen. Aber der Ton klingt anders. Schon die programmatische Hinwendung zu den Ländern, von denen das Grauen ausging, zeigt Dissonanzen.

Im Band „Österreich“ findet sich ein Gedicht, das sich der verlorenen Heimat zuwendet (S. 6):

Bekennnis zu Wien

Ob dem, der keine Heimat hat,
ein Liebeslied gelingt
auf seiner Kindheit Vaterstadt,
beladen und beschwingt?
Weil du mit keinem Trunk mich labst,
trink ich zu dir mir Mut. -
Daß du mir doch das Leben gabst,
mein Wien, ist gut.

Du trugst mir meinen Vater aus,
bis dich die Nacht umfing.
Sie brachten sterbend ihn nach Haus.
Er liegt in Simmering.
Ob heut du fernher in mir wirkst,
ob mir dein Pulsschlag ruht, -
daß du mir meine Toten birgst,
mein Wien, ist gut.

Des Knaben Zeit hast du gekannt,
du locktest lang zur Nacht.
Die Mannheit hat mich wundgebrannt,
und du hast sie entfacht.
Auch wenn du, Mädels, längst verkamst
in Not und faulem Blut; -
daß du mir meine Unschuld nahmst,
mein Wien, ist gut.

Du hast mich aufgezogen, Stadt,
dann stießest du mich aus.
Nur wer schon Eis im Herzen hat,
hockt, wo es brennt, im Haus.
Drum, als du Achtunddreißig schriebst
in Schande und in Wut, -
daß du mich aus den Grenzen triebst,
mein Wien, ist gut.

Weil ich nun in der Fremde wohn,
verschwimmst du oft in mir.
Und manchmal braucht es Mühe schon,
daß ich dich nicht verlier.
Du meine Freude und mein Weh,
du Angst und banger Mut! -
daß ich dich einmal wiederseh,
mein Wien, ist gut.

Den Mitstreitenden muss der Versuch ungeheuerlich vorgekommen sein: ein Liebeslied anzustimmen, das die geschehenen Greuel „gut“ heißt. Doch Fried stellt selbst die Frage, ob das Liebeslied gelingen kann, das er in der ersten Strophe anzustimmen scheint. Die Gefühle sind ambivalent geworden: „Freude“ und „Weh“, „Angst“ und „banger Mut“ haben sich verbunden. Das Wien-Gedicht ist weniger ein Liebeslied als eine Gegenstimme, erklärtermaßen ein „Bekenntnis zu Wien“. Das Gedicht zeigt auch – und darauf kommt es mir jetzt mehr an –, dass Fried zu dieser Zeit im mehrfachen Sinn „keine Heimat“ mehr hat. Nicht nur ist er aus seiner Vaterstadt vertrieben worden und ist das britische Exil kein Ersatz; Fried hat sich auch den Emigrantenorganisationen entfremdet, die sich damals, um 1943/44, der im Westen wie im Osten vertretenen These von der Kollektivschuld der Deutschen anschlossen. Dass Fried in Distanz zu den in der Emigration herrschenden Haltungen gerät, liegt auch an tragischen Todesfällen in seiner Umgebung. In London trifft er die Familie Goldscheider wieder, in deren Fabrik die Mutter ihre Porzellanfiguren vervielfältigen ließ. Der Familie war die Flucht vor den Nazis noch gerade geglückt. Die Tochter, Hilde, hatte sich in Wien in einen jungen Nazi verliebt; er liebte sie und reiste ihr nach der Flucht unangemeldet und unter Inkaufnahme hoher Risiken nach London nach. Als der Vater davon erfährt, verbietet er weitere Treffen; die Tochter fällt in Depressionen. In psychiatrischer Behandlung stirbt sie an den Folgen einer damals üblichen Insulinschocktherapie.

Frieds zunehmende Distanzierung von den linken Emigrantenorganisationen resultiert nicht nur aus deren Haltungen gegenüber Deutschland. Grundlegender Zweifel entsteht gegenüber den Entwicklungen der kommunistischen Parteien, ihrer Ausrichtung auf das System des „Stalinismus“. Der Hitler-Stalin-Pakt von 1939 mochte von vielen noch als taktisches Manöver Stalins verstanden werden, den voraussehbaren Überfall auf die Sowjetunion hinauszuzögern, galt also nicht als Zeichen einer Pervertierung Stalins zum Hitler ähnlichen Diktator. Das Terrorsystem Stalins, seine ungeheuerlichen Verbrechen wurden ja erst später überschaubar. Zu Beginn der vierziger Jahre waren die Informationen darüber noch spärlich und auch widersprüchlich, doch die Gräueltaten der stalinistischen „Säuberungen“ sprechen sich allmählich auch unter den Emigranten herum.

Am 12. Oktober 1943 bekommt Erich Fried einen Abschiedsbrief zugeschickt, in dem sein bester Freund Hans Schmeier, Dichter wie er, seinen Selbstmord ankündigt. Er ist an den Spannungen innerhalb der Exilorganisationen zerbrochen. Fried verständigt die Polizei. Zur Wohnung des Freundes kann er nicht. Aber er wird zur Identifizierung ins Leichenschauhaus geholt. Die Erinnerung an den Anblick blieb gegenwärtig: Der Kopf des Toten ist mit einem Brett abgestützt, das in der Mitte eine Ausbuchtung für den Nacken hat. „Wie in einer Guillotine!“ Die Augen sind noch halboffen: „Er sieht mich noch im Tod an!“

In der Jackentasche des Toten findet man ein Gedicht. Es prägt sich Fried ein (unveröffentlicht):

Zum letzten Mal, zum letzten Mal
Will ein Gedicht ich schreiben.
Es wird von mir und meiner Qual
Nicht viel sonst übrig bleiben.

Die Welt war gut, die Welt war gut,
Nur ich wußt' nicht zu leben.
Euch, Brüder voller Lebensmut,
Bitt ich, mir zu vergeben.

Was kommen mag, was kommen mag,
Ich weiß, ihr werdet siegen.
Es kommt auch ohne mich der Tag,
Laßt mich im Grab' nur liegen!

Kein Ende gab's für meinen Krampf
Als dies, sei's früher, sei's später.
Ich fiel im Kampf, ich fiel im Kampf.
Macht mich nicht zum Verräter!

Die Erschütterungen über diesen Tod sind nachzuspüren in dem 1947 geschriebenen Gedicht „Zerklagung“, das Hans Schmeier gewidmet ist (in „Reich der Steine“, S. 38):

Wenn sie mich fragen: Aus welcher Hand steigt das Licht?
heb ich die Schultern und sage: Das weiß ich nicht
Das weiß ich nicht
Ich hab meinen Freund begraben

Frieds Zweifel ist zur Verzweiflung angewachsen. Er hatte geglaubt, die kommunistischen Parteien und die Sowjetunion seien die einzigen Kräfte, die den Sozialismus verwirklichen könnten. Er liest das Buch „Diktatur der Lüge“ von Willi Schlamm, vor allem, weil Schlamm hierin die Idee des Sozialismus gegen den Stalinismus verteidigt. Schlamm beschwört die „Sittlichkeit des Sozialismus“ und fordert die Rückkehr zu „den allein gültigen Quellen sozialistischer Gesinnung: Respekt vor der Wahrheit, vor dem menschlichen Leben und der menschlichen Würde.“ (S. 7)

Fried versuchte, die linken Organisationen in diesem Sinn zu beeinflussen und von ihrem Dogmatismus und ihrer Fixierung auf Stalin abzubringen, auch mit einem Gedicht, das in dem Band „Deutschland“ abgedruckt ist (S. 26):

Der Richter

Am Tag, an dem ich nicht mehr zweifeln muß
an meinem Glauben, Vorsatz und Beschluß,
an dem mir alles einfach wird und klar,
an dem ich sicher bin und unfehlbar,
an dem ich lächelnd alten Zweifel schlichte
und mich gerecht weiß und voll Strenge richte
den, der nicht meine wahre Lehre ehrt -
an diesem Tag bin ich zu sterben wert.

Die Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen, sind freilich gering. Zusehends entfremdet sich Fried seinen Organisationen. 1944 tritt er aus dem österreichischen Kommunistischen Jugendverband aus. Im „Deutschland“-Band ist ein Gedicht abgedruckt, das diesen Schritt in die Emigration in der Emigration markiert (S. 19):

Dichter im Exil

Frierend in diese Zeit gekauert
und zu Heeren zusammengetrieben,
lerntet ihr hassen, ohne zu lieben, -
so ist das Wort an euch mir vermauert.

Aber mein Wort bleibt ohne Gewicht,
wenn es nicht eifert, euch zu erreichen.
Ihr wohnt fremd hinter Mauern von Leichen;
ich gerate euch aus dem Gesicht.

Das „gemeinsame Bekenntnis“ aus „Die Vertriebenen“ ist Geschichte geworden. Fried, alles andere als ein Eiferer, war einmal mehr heimatlos: nicht nur aus seiner Heimatstadt vertrieben, nicht nur fremd geblieben in der Exilstadt London, nicht nur als Antifaschist Antifaschisten entfremdet, sondern auch ein Sozialist ohne Bindung.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs schreibt Fried ein Gedicht, das die Ausweglosigkeit seines Exils markiert. Es wurde erst 20 Jahre später gedruckt, in dem Band „Von Bis nach Seit. Gedichte aus den Jahren 1945 - 1958“ (S. 14):

Nach den Bomben auf Hiroshima und Nagasaki

Nach Hitlers Blitzkrieg
Trumans Blitzkrieg im Osten
Wann werden nur die Schwerter
und nicht auch die Menschen rosten?

Nach den Verbrechen der Einen
das Verbrechen der Andern
Wohin morgen noch fliehen
wohin wandern?

Für Fried sollte es keine Fluchtorte geben. Eine Strophe aus dem Zyklus „Wanderung“, der 1946 in der „Schweizer Rundschau“ erschien und 1963 in das „Reich der Steine“ aufgenommen wurde, scheint die Konsequenz aus diesem quälenden Zustand zu ziehen (S. 5):

Nun will ich Abschied nehmen
nach allen vier Winden
Abschied nehmen von allen Wundern
und allen Wunden
Abschied von allen Winkeln
und allen Wänden

Ist dieser mehrfache Abschied eine innere Emigration? Eine Flucht in die Verdrängung des Grauens?
Eine Flucht in die unpolitische Existenz?

Fried sucht in dieser „Wanderung“ den „Weg/der hinter dem Abschied beginnt“ (S. 8). Und diese Suche beginnt beim Naheliegenden: der Sprache. „Erreichbar, nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: die Sprache. Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja, trotz allem. Aber sie mußte nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede.“ Das sagt Paul Celan 1958, in seiner „Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Hansestadt Bremen“.

Gedichte Celans öffneten Fried neue Horizonte. Celan ist ein Leidensgenosse, Jude, mit knapper Not den Nazis entflohen, die Eltern wurden im KZ ermordet. Celans Gedichte – man denke an die „Todesfuge“, die im ersten Heft des „Plan“ erschien – zerbrechen alle Metaphern, Bilder und Vergleiche. Für das Grauen finden sich keine bekannten Worte, erst recht nicht Lieder. Celan wird – eine Zeitlang – Weggefährte auf Frieds „Wanderung“. Einige Male besucht er ihn in London, hält in Frieds Haus auch Dichterlesungen im kleinen Kreis.

Otto Basil, der Herausgeber des „Plan“, schuf mit der Zeitschrift das Forum einer neuen Schriftstellergeneration, wie Celan, Ingeborg Bachmann, Ilse Aichinger und Ernst Jandl, die Fried in London trafen. Der „Plan“ gab Orientierung. Im „Plan“ erschien Aichingers „Aufruf zum Mißtrauen“ (1946): „Uns selbst müssen wir mißtrauen. Der Klarheit unserer Absichten, der Tiefe unserer Gedanken, der Güte unserer Taten! Unserer eigenen Wahrhaftigkeit müssen wir mißtrauen! Schwingt nicht schon wieder Lüge darin? Unserer eigenen Stimme! Ist sie nicht gläsern vor Lieblosigkeit?“ Im „Plan“ erschien auch Frieds Zyklus „Die Genügung“ (1947), der in immer neuen Anläufen der Frage nachgeht, was denn noch genügt: welche Einstellungen, Denk10 weisen, Sprüche, Worte der Prüfung standhalten. „Sie sollen nicht Ihrem Bruder mißtrauen, nicht Amerika, nicht Rußland und nicht Gott. Sich selbst müssen Sie mißtrauen“, so appellierte Aichinger in ihrem wegweisenden „Aufruf zum Mißtrauen“ und begründete weiter: „Sie sollen ein Serum bekommen, damit Sie das nächste Mal um so widerstandsfähiger sind! Sie sollen im kleinsten Maß die Krankheit an sich erfahren, damit sie sich im größten nicht wiederhole. [...] An sich sollen Sie die Krankheit erfahren!“

1946 beginnt Fried mit der Arbeit an dem Roman „Ein Soldat und ein Mädchen“, den er im wesentlichen 1950 fertig geschrieben hat und in den er auch ursprünglich den Zyklus „Die Genügung“ einarbeiten wollte. Dieser Roman, Frieds einziger, ist auch ein Ausdruck des geforderten Misstrauens gegen sich selbst. Ein Soldat ist der Protagonist, der eine solche Durchforschung seines Selbst unternimmt. Vor den Nazis nach Amerika geflohen, kommt er in der Uniform der US-Armee in das Land zurück, von dem das Grauen ausging. Gerade er, der rächen will, verliebt sich in eine zum Tode verurteilte ehemalige KZ-Aufseherin. Der Soldat gerät in eine bodenlose Gefühlsverwirrung. An den Rand des Wahnsinns treibt ihn die Erkenntnis, dass die Handlanger des mörderischen Regimes „normale“ Menschen sind, mit ihm näher verwandt, als er geglaubt hat. Darüber zerbricht sein von Verfolgung und Vertreibung gezeichnetes Ich.

Den größten Teil des Buchs machen Texte aus, die Fried als „Aufzeichnungen des Soldaten“ bezeichnet und die er von den erläuternden und kommentierenden Passagen des Erzählers unterscheidet. In diesen irrlichternden „Aufzeichnungen des Soldaten“ beschreibt Fried auch eigene Traumata. Zwar ist der Roman, wie Fried im Nachwort zur Vermeidung von Missverständnissen schreibt, „weder ein Schlüsselroman noch eine getarnte Selbstbiographie“ (S. 230). Aber in den Versuchen, die seelischen Abgründe der quälenden Erfahrungen von Vertreibung, Vernichtung und Identitätsverlust auszuloten – zur Sprache zu bringen –, sind diese „Aufzeichnungen des Soldaten“ auch literarischer Ausdruck von Frieds verzweifelter Selbsterforschung.

Wie sein schreibender Soldat litt Fried an seiner „Zerfallenheit mit Zeit und Umwelt“ (S. 41), wie der Erzähler auf den Begriff bringt, was in den „Aufzeichnungen“ in erschreckende und rätselhaft-dunkle Geschichten und Gedichte gefasst ist. Die Geschichte „Sein wirkliches Herz“ (S. 69f.) mag davon ein Beispiel geben:

Sein wirkliches Herz lief voraus, ein kleiner roter Hund, aufgereggt, sich zuweilen fast überschlagend, vielfach denselben Weg, hin und her, ein Pendel oder nur eines kleinen Hündchens eifrig geschwenkter Schwanz. Manchmal ein scharfer Pfiff, und es blieb einen Augenblick stehen [...].

Das ging einige Zeit so weiter, aber eines Morgens war er nicht mehr da. Das Herz lief hin und her, hin und her, vor und zurück auf dem Weg – nichts! Es drehte sich wie ein wahnsinnig gewordener Kreisel um die eigene Achse, sprang – ein von unsichtbaren Händen geschlagener Ball – zwischen den Menschen durch, die schon nach ihm zu treten begannen, lief dem einen oder anderen zu, wich aber enttäuscht zurück, sooft es seinen Irrtum erkannte, und suchte die Straße und alle ihre Biegungen ab, jede Sackgasse und jeden Torweg, bis es völlig erschöpft war. Vorübergehende erbarmten sich, versuchten es mit Leckerbissen zu locken und riefen es mit vielen Namen, in der Hoffnung, einer werde der rechte sein. Aber mit dem Herzen war nichts mehr anzufangen. Von Schlag zu Schlag wurde es schwächer, und nach einigen Tagen war alles aus. Als er viel später vorbeikam, erfuhr er nur noch von Kindern und Eckenstehern, wie sein Herz ihn nicht mehr gefunden hatte und zugrunde gegangen war. Er zuckte die Achseln und hatte ein leichtes, leeres Gefühl in der Brust.

Stammen die Bilder und Symbole dieser Fabel aus der Sprache des Unbewussten und des Traums? Sind sie – ähnlich wie bei Dichtungen Schizophrener – ein Gleichnis für das, was dem Ich widerfahren ist? Enthält diese Geschichte gar eine verdeckte Erinnerung an das in der Kindheit gehörte und gelesene Hauffsche Märchen „Das kalte Herz“?

Solche Motive zeigen vor allem eins: Eine seelische Katastrophe ist geschehen, die sich dem schnellen sprachlichen Zugriff entzieht. Das Ich hält Zwie-Sprache mit sich selber und sucht in seiner Zerrissenheit allererst nach Worten für das Geschehene und Unfassbare. Das läßt auch das Gedicht „Sinnloser Tod“ (S. 73) erkennen, dessen erste beiden Strophen lauten:

Wenn aber dein Herz aus dir ausbricht, noch vor der Nacht
Wie Aussatz ausbricht: am Weg und mitten am Tag –
Wenn der Lärm aller Autos übertönt wird von seinem Schlag,
Wenn es, ein Sturmbock, dir gegen die Rippen kracht,

Wirst du allein sein mit deinem Blutwein im Munde,
Mit deinen Brunnenadern und deinem Trümmergebein,
Nur dein zuckendes Herz auf dem Pflasterstein
Wird zu dir schreien, als eine zweite Wunde.

Nicht nur im Umkreis des „Plan“ findet Fried Wegweiser auf seiner „Wanderung“. In der Literatur seines Exillandes erfährt er neue Möglichkeiten zur Erweiterung des Sagbaren. Schon im Roman finden sich Passagen, die der Erzähler als „Assoziations-Technik“ kommentiert, die unverkennbar von der englischen Literatur beeinflusst sei; der Soldat überlasse sich in Augenblicken großer innerer Spannung dieser Technik, die er „ernsthafte Wortspiel“ nenne (S. 45 und 153).

Fried übersetzt Werke von Dylan Thomas, mit ihren komprimierten Bildern und Wortspielen; die selbstkritischen Verse von Thomas Stearns Eliot; die Ablautreime von Wilfred Owen, die Sprungrhythmen von Gerald Manley Hopkins; die Klangassoziationen und Umkehrungen von Edward Estlin Cummings. Für die von Alfred Andersch herausgegebene Zeitschrift „Texte und Zeichen“ (1957) hat Fried einen Aufsatz geschrieben, der nicht nur Cummings als radikalen Neuerer der modernen amerikanischen Lyrik würdigt und dem deutschsprachigen Publikum näherbringt, sondern – auf dem Weg über Cummings und seine Lyrik - Frieds eigene Einstellungen mitteilt. Schon im Titel des Aufsatzes taucht das Programm auf, an dem Fried arbeitet: „E.E. Cummings oder Die Sprache, in der man nicht lügen kann“: „Cummings ist Rebell“, schreibt Fried, „wie vielleicht jeder Dichter, aber niemals organisierter Rebell oder gar Berufsrevolutionär. Cummings fuhr nach Moskau und sah sich Russland an, wie der Avantgardist Louis Aragon. Aber zum Unterschied von Aragon hat es ihm dort gar nicht gefallen.“ (S. 498) An Cummings' Lyrik hebt Fried vor allem heraus, dass sie „gegen die Entwertung der Worte“ kämpfe: „Wenn die kleineren und schwächeren unter ihnen verblassen, dann

müssen zuletzt auch die großen, starken Worte und alle echten Gefühle und Gedanken unter dem Schutt entwerteter Füllworte ersticken. Jedes Wort ist ihm gleich lieb, gleich wertvoll." (S. 496) Auch und gerade Cummings' Sprachexperimente sieht Fried im Dienst dieser Wahrhaftigkeit gegenüber dem Wort. Ursache solcher Experimente sei die Krise unserer Zeit; Auflösung, Zerreißung und ungewohnte Zusammenfügung seien mehr als bloße Knstlerlaune: „Cummings hat immer wieder gewisse Krankheitserscheinungen der Zivilisation angegriffen: die Vermassung und Unterdrückung, die Gleichheit oder Gleichschaltung, die [...] Verneinung, Verleugnung oder Vereitelung des Lebens." (S. 499) Ein Blick auf ein Gedicht aus einem 1950 geschriebenen Zyklus, veröffentlicht im „Reich der Steine“, zeigt, wie sehr Fried auf seiner „Wanderung“, beeinflusst oder bestärkt durch bestimmte Orientierungen, wieder zur Sprache gefunden hat (S. 90):

Wort sei mein Wirt
Du mein einziger Wert
und all meine Würde

Du das manchmal aus Wunden
wachsen läßt Wunder
hilf mir tragen die Brde

Gib mir Kraft daß ich lebe
mit dieser Liebe
Gib mir Stimme
das Leben zu loben

Denn wenn ich jetzt verstumme
kann ich mich nie mehr heben
und keinen Wert mehr haben
und nicht mehr schauen nach oben

Vergleicht man diese Anrufung, ja: Beschwörung mit den zitierten Zeilen aus dem früheren Zyklus „Die Wanderung“ („Nun will ich [...] / Abschied nehmen von allen Wundern/und allen Wunden“), dann werden die Veränderungen deutlich: In der Sprache hat Fried wenn nicht eine Heimat, so doch ein Asyl gefunden. Jetzt wird der Sprache die Auseinandersetzung mit den traumatischen Erfahrungen zugetraut. Nicht zufällig hat der Zyklus, der diese Anrufung des Worts enthält, den Titel: „Die ersten Schritte“.

Auch später, 1966, auf der Konferenz „Unser Jahrhundert und sein Roman“ in Wien, an der Schriftsteller und Kritiker wie Geza Ottlik, Zbigniew Herbert, Hans Mayer, Elias Canetti, Manes Sperber, Hermann Kesten, Alain Robbe-Grillet u.a. teilnehmen, versucht Fried wie Cummings, das Wort vor dem Zugriff politischer Programme zu retten. In seinem Diskussionsbeitrag, abgedruckt in den „Akzenten“ (Heft 1/1966, S. 13ff.), charakterisiert Fried zugleich die Schreibhaltung, die ihm seit den späten vierziger Jahren zu eigen geworden war; er verdeutlicht sein literarisches Credo mit einem Zitat des norwegischen Dramatikers Henrik Ibsen:

Ibsen [...] leugnet natürlich nicht das Recht der Dichter, auch die Außenwelt kritisch zu gestalten, und er tut das auch in seinen Werken. Aber die Auseinandersetzung mit den Gewalten der Welt, wie er sie findet und wie er mit den Folgen dieser Gewalten in seelischen und geistigen Konflikt gerät, definiert er nicht als Parteilichkeit für oder gegen dies oder das; sondern er sagt: „Leben heißt: dunkler Gewalten Spuk bekämpfen in sich/Dichten: Gerichtstag halten über sich.“ Sobald wir das tun, [...] mit möglichst vielem Wissen und Hilfswissenschaften und den bitteren Erfahrungen unserer Zeit, sind sofort die großen selbstgerechten Verallgemeinerungen und wenigstens die größten, die aus den politischen Schlagwortmagazinen fertiggekauften Mißverständnisse, einfach weg.

1966 hatte Fried sich freilich längst aus dem Asyl der Sprache herausbegeben. 1953 betrat er auf einer Reise nach Berlin erstmals wieder das Festland, zahlreiche Aufenthalte in Österreich und Deutschland machten ihn präsent. Seit 1963 war er Mitglied der „Gruppe 47“. Er war nicht nur als Übersetzer insbesondere der Stücke Shakespeares bekannt geworden; durch seine eigenen Werke hatte er sich Gehör verschafft: durch den Band „Gedichte“ (1958), den Roman „Ein Soldat und ein Mädchen“ (1960), seine „zyklischen Gedichte“ „Reich der Steine“ (1963), die „Warnge14 dichte“ (1964), die Erzählungen „Kinder und Narren“ (1965) und ganz besonders durch die Vietnam-Gedichte.

Die Grenzen des Exils waren durchlässig geworden: Immer öfter reiste Erich Fried nach Deutschland und Österreich. Hier fand er das Publikum, das er suchte, hier trat er endlich erfolgreich als der „deutsche Dichter“ auf, der er seit seiner Flucht werden wollte – ein Dichter, der das „ernsthafte Wortspiel“ mit einer besonderen „konkreten Poesie“ verband und darin eine ganz eigene Form der politischen Lyrik erfand, die ihm eine unverwechselbare Stimme verlieh und sich wirkungsvoll einmischte.

* basiert auf dem fünften Kapitel „Wohin morgen noch fliehen?“ / Leben im Exil:

© Gerhard Lampe, „Ich will mich erinnern / an alles was man vergisst“.

Erich Fried – Biographie und Werk. 2. Aufl. Frankfurt am Main (Fischer Taschenbuch) 1997